

## 23] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Um seinen Worten noch mehr Nachdruck zu geben, erzählte er die Geschichte eines Freundes, der durch ein solches Mißverständnis von seiner Frau geschieden worden war.

„Ja,“ sagte der Doktor, „glaube nicht mehr an Zeugenausagen seit einem kleinen Wagenunfall, bei dem ich beteiligt war. Drei Zeugen waren vorhanden. Der erste versicherte, daß der Kutscher im Galopp gefahren wäre. Der zweite, daß er die Pferde im Schritt hätte gehen lassen. Der dritte, daß er neben dem Wagen hergegangen wäre und seine Pferde am Zügel geführt hätte. Bemerken Sie, daß alle drei unbeteiligt waren und in vollkommen gutem Glauben ausfragten. Also?“

„Hier haben wir nur einen,“ sagte Condemine, „aber er sagt alles mit der größten Sicherheit.“

„Mit zu großer,“ antwortete Mortara.

„Aber er hat doch gesehen, wie der Angeklagte nach seinem Opfer zielte, mit seinen eigenen Augen hat er es gesehen. Was brauchen wir noch mehr?“

„Es handelt sich um eine so schnelle Bewegung,“ wandte der Doktor ein. „Nach seinem eigenen Geständnis war er etwa fünfundsanzig Schritt von Vermantes entfernt.“

„Das ist egal. Herr d'Entraque war so genau, daß man sich die Szene vorstellen kann, als ob man sie erlebt hätte. Man hört ja ordentlich, wie das Tier in das Gebüsch sprang und die Zweige zerbrach. D'Entraque, der ein beunruhigendes Geräusch gehört hat, wendet sich nach Vermantes, um ihn zu warnen. Er sieht ihn, er will schreien. Bum, der Schuß geht ab. Der Hirsch flieht. Nach ihm hatte Vermantes nicht gezielt.“

Condemine hatte die Szene sehr lebhaft gemimt. Mijou, Kloesterli und Mouchebise pflichteten ihm bei.

Mortara suchte die Achseln:

„Aber wenn d'Entraque doch das Ganze erfunden hätte?“ rief er.

„Nichts berechtigt uns das zu glauben,“ sagte Souzier.

Wie es in Diskussionen ohne Zusammenhang stets geschieht, kam man immer wieder auf dasselbe zurück. Die Geschichte vom Wetzrennen wurde noch einmal erörtert. Jeder hatte damals etwas gehört, aber niemand wußte mehr Genaures. Man sprach von Louise Donnaz, vom früheren Leben Vermantes', von all den Geheimnissen, die das Drama umgaben. Es war fast eine verfrühte Beratung. Man ereiferte sich, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen. Als man wieder in dem Schwurgerichtssaal anlangte, bemerkte Conthey leise:

„Wir hätten lieber von etwas anderem sprechen sollen. Um eine Meinung zu haben, muß man das Ende abwarten.“

„Das hindert nicht, daß jeder schon die seine hat,“ antwortete Mortara. „Sie werden es sehen. Was auch passiert, keiner wird von der seinen abgehen.“

### 14. Kapitel.

Die folgenden Zeugen waren eigentlich nur Statisten. Es wäre möglich gewesen, daß sie etwas hätten sehen und hören können. Sie hatten aber weder etwas gesehen noch gehört.

Herr Noirmont und der Graf d'Erstfeld — der erstere groß, blond, ein wenig stark und ungeschickt, der zweite elegant, militärisch, mit noch ganz schwarzem Schnurrbart und ganz weißem Haar — erzählten von den Zwischenfällen des verhängnisvollen Morgens. Herr Noirmont stotterte und spickte seine Erzählungen mit so viel Jagd- und Ausdrücken, daß die Geschworenen ihn kaum verstanden. Dagegen schilderte Herr d'Erstfeld den Vorgang sehr interessant, und die Aufmerksamkeit des Publikums kehrte zurück. Die Szene war wieder dramatisch. Man glaubte die Gefühle nachzuempfinden, die diese Männer, die sich vereint hatten, um ohne Gefahr wehrlose Tiere zu erlegen, in diesem Augenblicke beherrscht haben mußten. Der Tod, den sie willkürlich zur Vernichtung ihrer Beute herbeigerufen hatten, war plötzlich unter ihnen selbst erschienen. Man

sah sie aus dem Gebüsch in die Richtung eilen. Alles stellte sich rings um die Leiche des Generals, voller Mitleid für das Opfer. Niemand vermutete einen Mord.

Herr Rutor, der kein Jäger war, fragte den Zeugen, wie er sich zu dem Gebrauch von Kugeln bei Kleinwild stelle.

Herr d'Erstfeld verwandte sie gelegentlich, und als er merkte, daß man ihm eifrig zuhörte, erzählte er, daß er beinahe ein Unglück verursacht hatte, als er einmal in Saône et Loire jagte.

„Ich machte es wie Vermantes, um das Auge und die Hand zu üben, schoß ich mit Kugeln. Wenn man seiner Flinte sicher ist, nicht wahr? Blödsinn, als mein Schuß abgegangen ist, kommt gerade aus derselben Richtung aus dem Dickicht ein Aufseher, ein alter braver, weißhaariger Aufseher. Ich werde das nie vergessen. Es lief mir eiskalt über den Rücken, auf mein Wort. Aber er sagte mir nur: Der ist dicht an mir vorübergesaust, Herr Graf! Der gute Mann lächelte, ich nicht. Als ich vor der Leiche des Generals stand, dachte ich daran. Der Aufseher und ich haben Glück gehabt.“

Darauf wurden die Aufseher und Treiber vernommen. Einer namens Fridou erzählte, wie er den Abend vor der Jagd das Rudel bemerkt hatte und dessen mögliche Anwesenheit den Jägern ankündigte. Ein anderer, Lechaud, hatte nicht ohne eine gewisse Unruhe den General die Allee verlassen sehen, um den Weg in das Gebüsch einzuschlagen.

„Ich sagte mir folgendes: Das ist eine Unflugsucht, ganz sicher eine Unflugsucht, denn es kann immer ein Unglück passieren. Aber was tun? . . . Mit einem Mann wie mit dem General! . . . Nie ließ er sich etwas jagen. Wie zum Sturm ging er los. Und dann, verstehen Sie, Herr Präsident, man hatte „Hallo!“ geschrien. Und wenn großes Wild in Aussicht war, kannte er sich nicht mehr. Kostete es, was es wolle, er mußte seine Beute haben.“

Keiner der Zeugen konnte sagen, ob Vermantes seinen Platz selbst gewählt hatte, wie d'Entraque behauptete, oder ob er ihn vom General zugewiesen bekommen hatte, wie der Angeklagte selber sagte. Vor dem Untersuchungsrichter hatte Lechaud sehr günstig für den Angeklagten ausgesagt. Aber seitdem war vieles seinem Gedächtnis entschwunden; er wußte sich mancher Einzelheiten nicht mehr zu erinnern.

Die Aussagen der beiden Neffen des Generals, Basile und Laurent Chambave belebten das Interesse wieder. Sie waren Zwillinge und glichen sich sehr. Basile hinkte infolge eines schlecht geheilten Beinbruchs. Er war Arzt, aber er übte seine Praxis nur aus Wohlthätigkeit aus. Laurent bewirtschaftete das ihnen gemeinschaftlich gehörige Gut. Beide Junggesellen lebten in großer Einsamkeit. Auf ihrer Vergangenheit lastete ein Familiendrama, das durch die Monotonie des Provinzlebens nicht in Vergessenheit geriet. Ihre Mutter, die Schwester des Generals, war eine Mesalliance eingegangen: sie hatte sich mit einem ehemaligen Priester verheiratet, der sich in Chambéry kümmerlich von Stunden und Artikel schreiben ernährte. Ihre Eltern brachen vollständig mit ihr, und bei der Erbschaft wurde sie auf Pflichten gesetzt. Ohne die heimliche Unterstützung des Generals hätte sie das Elend kennen gelernt. Er wollte auch bei der Erbteilung sich nicht auf ihre Kosten bereichern und gab ihr die Hälfte des Vermögens ihrer Eltern. Ohne in regem Verkehr mit seiner Schwester zu stehen, bezeugte der General seinen Neffen väterliche Fürsorge, und ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihn kannte keine Grenzen.

Ihr Vater, der Typus eines savoyardischen Vikars, hatte sie zu zwei merkwürdigen Menschen, fern von sozialen Begriffen erzogen, so daß sie für den Kampf des Lebens schlecht ausgerüstet waren. Da sie weder kleinlich noch eigennützig waren, kränkte sie das Testament ihres Onkels hauptsächlich darum, weil sie glaubten, sich unbewußt seinen Groll zugezogen zu haben. Die Enthüllungen von Louise Donnaz nahmen eine große Last von ihrer Seele.

Ihr Eintritt wurde mit etwas mokantem Erstaunen begrüßt. Ihre Anzüge von schlechtem Schnitt, ihre fast bäuerischen Manieren kontrastierten mit der Erinnerung

an den eleganten General von Bellice. Denn solche Persönlichkeiten wirken entweder komisch oder, wenn man niedere Sabuchtheit merkt, verächtlich.

Dieser Eindruck verschwand aber bei den ersten Worten Basiles. Die Brüder sagten in demselben Sinn, fast in denselben Ausdrücken, mit derselben Einfachheit aus. Zuerst erinnerten sie an das Gute, das ihr Onkel für ihre Mutter und für sie getan hatte. Dann gestanden sie mit derselben Offenheit, daß sein Testament ihnen Kummer verursacht hatte. Aber nachdem sie die Gründe gehört, wunderte es sie nicht mehr, daß der General ihnen Vermantes vorgezogen hatte. Uebrigens waren sie niemals mit der Absicht umgegangen, das Testament anzusehen, denn sie machten sich kein Recht an, den General in der Verteilung seiner Güter bestimmen zu wollen.

Laurent schloß seine Aussage mit den Worten:

„Wir würden glücklich sein, wenn wir wüßten, daß sein Tod durch einen Unfall, nicht durch ein Verbrechen herbeigeführt wurde. Denn seine Geradheit und seine Großmut verdienten ein schönes Ende.“

Nirgends machen vornehme, zarte Gefühle einen größeren Eindruck, als hier, wo man gewöhnt ist, in die düstersten Tiefen der Menschenseele hineinzuutauchen. Die beiden einfachen Männer, die ganz das Gegenteil von dem gesprochen, was man erwartet hatte, ließen einen Eindruck von Wohlbehagen und Frische zurück. Das sympathische Murmeln, das sie begleitete, als sie auf ihre Plätze zurückkehrten, schienen sie gar nicht zu bemerken, so selbstverständlich war ihnen ihre Aufrichtigkeit gewesen.

Bemerkungen wurden ausgetauscht:

„Was für brave Leute! . . . Wo findet man solche Menschen! . . . Das tut gut!“

Es war wie ein reiner Luftzug, der durch diese dumpfe Atmosphäre strich. Vermantes mußte noch mehr leiden, sein Verbrechen mußte ihm noch schrecklicher erscheinen, da er solche Menschen beraubte.

Es waren die letzten Zeugen, welche die Anklage stellte.

Den Entlastungszeugen geht es wie der Verteidigung selbst, der sie doch eine Stütze sein sollten. Fast immer ist ihre Situation schwierig. Ein gewisser Arawohn ruht auf ihnen. Sie waren mit dem Angeklagten befreundet. Sie hatten an seinem Tische gesessen. Sie waren ihm vielleicht verpflichtet. Sie waren in sein Leben, vielleicht auch in seine Taten verwickelt. Grund genug, ihnen mit Mißtrauen zu begegnen. Das Resultat dieser Feindseligkeit ist, daß sie ihre Worte überwachen. Sie haben Angst, sich mit dem einstigen Kameraden zu solidarisch zu zeigen, diesem Kameraden, durch den sie sich kompromittiert fühlen und der vielleicht schon morgen ein Zuchthäusler sein wird. Sie denken der versänglichen Fragen, die ihnen drohen, und sie werden froh sein, wenn der Staatsanwalt sie nicht zu hart mitnehmen wird. Unruhig, erschreckt, verwirrt sagen sie vielleicht das Gegenteil von dem, was sie berichten möchten. Vielleicht werfen sie, ohne es zu wollen, noch einen Stein auf den Unglücklichen, der auf ihre Unterstützung hofft. Wenn sie ihn auf der Anklagebank sehen, vergessen sie vielleicht, daß er ihnen hilfreich war. Vielleicht wird durch sie jene alte Verleugnung lebendig, die die Jahrtausende verziehen haben, jenes: „Ich kenne den Menschen nicht.“

Brevine hatte ehrenwerte Buchhalter vorgeladen, welche die pessimistischen Zahlen der Anklage widerlegen sollten, und es waren peinliche Augenblicke für sie. Ihre Aufstellungen stimmten mit denen ihrer Kollegen nicht überein.

Nicht, daß die einen oder die anderen absichtlich falsche Berechnungen aufgestellt hätten, aber unwillkürlich wurden sie von dem Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen beeinflusst. Der Standpunkt der Anklage leitet die einen, der Standpunkt der Verteidigung die anderen. So änderten sich die Zahlen nach ihrer Auffassung. Sie wurden größer oder kleiner, sie schrumpften zusammen oder dehnten sich wie Gummi. Sie Sachverständigen vom Tage vorher wurden wieder aufgerufen. Der Streit erneuerte sich und wurde heftiger, je größere Verschiedenheiten sich herausstellten. — Zwei von der Verteidigung geladene Buchhalter gaben nach, der dritte und letzte versuchte noch längere Zeit gegen seine drei Gegner zu kämpfen und mußte sich, wie die anderen, besiegt, erniedrigt, ja verdächtig, zurückziehen. —

[Fortsetzung folgt.]

## Wie Lene mit „in ferien“ kam . . .

Von Franziska Mann.

Fast alle Kinder reisen fort! Ferienkolonie oder zu irgend einer Tante in irgend ein Dorf. Eine Tante haben sie fast alle.

Bloß Lenes rote Baden sind daran schuld, daß sie nicht auch weggeschickt wird. „Jedesmal ärgert sie sich, wenn sie in die Spiegelscheibe guckt, die auf Mutters Kommode steht. Wenn sie nur das rote wegbesäme. Vielleicht hilft hungern. Aber an den Baden merkt man nichts, so wenig sie auch ißt; bloß schwach auf den Beinen wird man.“

„Da liegen ja wieder Deine Stullen von gestern abend,“ schilt Mutter. „Sind Dir wohl nicht fein genug?“

„Ach, wenn Mutter wüßte, wie Lenes Magen knurrt. Einmal lief sie sogar mitten in der Nacht nach dem Küchenschrank und griff im Dunkeln nach ihrem verschmähten Brot.“

Die, welche mit „in Ferien kommen“, werden so eingebildet! Sie drehen sich ganz anders, wenn sie auf der Straße gehen. Lene bemerkt es wohl. Ihre Kustnen kommen auch mit, die dummen Dinger. Dabei sind sie doch beide schlecht in der Schule, aber das höchsten Husten (gar nicht laut husten sie, bloß immer solch leises Anstoßen) half ihnen zum Wegkommen. Und auch der Blutsturz, an dem ihre Mutter gestorben ist.

Lene beneidet jedes blasse Kind! Sie bekommen doch auch neue Wäsche und gute Kleider. Immer heißt es: Gott ist gerecht. Laut wagt Lene nicht zu widersprechen, aber im Bett, ehe sie einschläft, grübelt sie jetzt immer: Wo ist der liebe Gott gerecht? Vielleicht bloß nicht in Deutschland. In anderen Ländern, das mag ja sein, aber Swinemünder Straße 109 in Berlin, da ist er es nun einmal bestimmt nicht. Weshalb ließe er sonst Vater bei der Maschine verunglücken? Weshalb muß Mutter immer so sehr früh raus wegen Zeitungsaustragen und nachher Waschen gehen, und weshalb können wir nie beisammen bleiben? Und erst in der Schule, wo ist er da gerecht? Die am besten schwindeln können, kommen oft am besten durch. Die Lehrerin kann doch nicht alles merken, dazu ist doch eben der liebe Gott da. Bei belegten Stullen und Essen überhaupt, da ist er auch nicht gerecht. Nein, verlassen kann man sich hier in Berlin bestimmt nicht auf ihn. . . .

Im letzten Sommer ist es ja während der Ferien auch hier nett gewesen. Morgens acht Uhr mußten sich alle, die nicht nach außerhalb mitgenommen waren, versammeln. Dann ging's mit der Elektrischen nach Blankenfelde für den ganzen Tag. Lene erhielt eine Freitaxe. Die, die Geld hatten, mußten 20 Pf. geben. Jeden Tag hatte Lene gezählt, wie viel Kinder mitkamen: 243 Kinder, mal 187, mal 159. Getollt wurde fein. Mittags gab es Suppe, Kartoffelsuppe oder Mehl- oder Graupensuppe, nachher Kaffee mit Milch. . . . Wenn Lene aber an die dachte, die am richtigen Strand schippen und richtig baden konnten, und die richtig gepflegt wurden mit Ei jeden Tag und mit Milch und die viele Stunden richtig in der Eisenbahn gesessen hatten, dann verachtete sie doch Blankenfelde. Sie konnte nichts dafür. . . .

Und nun soll sie auch in diesem Jahr wieder nicht die weite Reise mitmachen.

Wie man sich nur eine Krankheit verschaffen könnte!! Sehr weh durfte sie aber nicht tun. . . . Gerade Lene wurde immer angehaunt: „So blühend bei der Armut.“

Ja, blühend ist kein Vorzug für ein Kellerkind. Die Blaffen kommen viel besser weg. Für gesund wird man eigentlich bestraft. Dabei kann man doch nichts dafür. . . .

Am nächsten Donnerstag kommt der Herr Doktor wieder wie jedes Jahr in den Mädchenhort und wird bestimmen, welches Kind mit fort muß. Lene will ihre Krankheit bis dahin haben.

Also hungern hilft nichts. Was denn? Weinbrechen? Ach nein, das ist ja dumm. Magen verderben? Ei fein! Das geht. . . .

Dienstag und Mittwoch will Lene vorarbeiten mit viel Essen. Sie hat 30 Pf., von denen muß sie sich dann aber trennen, denn an Brot und Schweineschmalz und Kohlsuppe hat sie sich doch nie den Magen verdorben. An unreifes Obst denkt sie. Wenn man nur einen fragen könnte. Das ist aber unsicher, sie Katschen alle. Ja, unreifes Obst. Wenn das allein hilft, kann sie sogar ihr Geld sparen. Draußen unter den Bäumen in Pauls Garten lagen ja letzten Sonntag so viel kleine, grüne Kirschchen und auch ganz kleine, harte, grüne Äpfel. Trat man auf die, so blieben sie auch noch rund. Wenn Lene sie aufhob, das war nicht gestohlen. Und verdorbener Magen ist auch nicht sehr schlimm. Wie oft kommen Lenes Freundinnen in den Hort und sehen krank aus und haben doch, wie Fräulein Hedemanna sagt, „bloß verdorbener Magen“. Schon jetzt, eine ganze Woche vorher, freut sich Lene auf ihren verdorbenen Magen. Lustig ist sie ja immer, aber heut stürmt sie gleich drei Stufen ihrer Kellertreppe in einem Sprung hinauf oder hinab. . . . Schade, daß Mutter nachher vier Wochen ganz allein bleiben muß! Sie kommt ja aber doch immer bloß abends spät nach Hause, da kann ihr ja sehr bange nicht werden. . . .

Am Dienstag, gleich nach Schulschluß, läuft die Kleine nach Pauls Garten. In alle Taschen stopft sie hartes Obst, während sie sich mit ihrer roten Schürze unauffällig den Schweiß von der Stirn wischt. Der Tag ist glühend heiß. Drr! . . . Sie hat einen kleinen grünen Apfel probieren wollen. Ist der bitter! Und sauer! Die Zähne bleiben fest darin sitzen; Lene muß förmlich reifen, um ein Stück von dem Apfel loszubekommen. Und die

Kirschen! Pfui! So schwer hat sie sich Magenverderben nicht gedacht. Stellt sie sich aber vor, wie sie letzten Sommer alle in den Zug gestiegen sind, so vergnügt und aufgeregter, und wie sie nachher allein vor der Perronsperre zurückgeblieben ist, dann befinnt sie sich nicht lange: Sie weiß, es muß sein . . .

Kaum ist Mutter fortgegangen, da fängt sie an. Ihren Vorrat holt sie aus seinem Versteck hervor. Zapper ist sie. Zuerst laufen ihr die Augen über, nachher aber ist es nicht mehr ganz so schlimm. Einen hohen Teller voll bekommt sie herunter. Fast stolz ist sie auf diese Leistung. So leicht macht ihr das keine Freundin nach . . .

In der Schule werden an diesem Tage Sibirien verkündet. Lene ist froh. Ein bißchen Magenweh ist schon da . . .

Alle Kinder umringen den Wasserkrug. Sie reden nur von „Verdursten“, von „Sterben vor Durst“. Auch Lene trinkt. Gar nicht aufhören kann sie . . .

„Wie siehst Du aus?“ sagen die andern.

„Gott sei Dank“, denkt die Kleine, „diesmal komme ich mit“, denn schlechter wird ihr, immer schlechter . . .

Ja, wenn man ein bißchen nachhilft, ist der liebe Gott doch wohl gerecht . . .

Mühselig schleicht sie durch Sonnenglut nach Hause. Sie muß sich immer an die Häuser drücken. Und trinken, immer trinken möchte sie . . . Endlich schwankt sie in den Keller herunter. Ungeliebt wirft sie sich aufs Bett. Fast vergehen ihr die Sinne. In ihrem brennenden Kopf beginnt es zu wirbeln: Sie glaubt in Plankensfelde zu sein — doch nein, jetzt sieht sie deutlich, wie der Feriendoktor ihr winkt, gerade ihr. Ja, sie hat es doch gewußt: Gott ist gerecht . . . Ob wohl allen, die mitgenommen werden, vorher so schlimm gewesen, so furchtbar schlimm? — Ach, leicht verdient man sich die Reise doch nicht . . . schwer, sehr schwer.

Wo wäcst heute die Mutter? Lene krümmt sich vor Schmerz.

Wenn nur Mutter da wäre . . .

Mutter! — Mutter —

Die Uhr schlägt. Lene versucht zu zählen: eins — drei — sieben — zwölf. Doch — wie oft muß die Uhr noch schlagen, bis Mutter zurück sein kann.

Mutter —!

Jammernd wälzt sich die Kleine am Fußboden hin und her. Niemand hört sie. Dann wieder versucht sie sich aufzurichten.

Durst! Durst! . . .

Mutter —!

Wis an die Stufen der Treppe schiebt sich Lene. Auf allen Eieren kriecht sie. Sie möchte rufen. Vergeblich. Bewußtlos bleibt sie auf den ersten Kellerstufen liegen. Ihre kleinen Finger umkämpfen einen zerbrochenen Spiegel. Unruhig springt ihre Kacke hin und her . . . Immer matter wird Lenes Wimmern: Mutter — Mutter —

Froh erregte kleine Mädchen erwarten im Hort den Arzt. Von der sengenden Hitze scheinen sie alle ganz unberührt. Sie haben nur einen Gedanken: wer kommt mit?!

Wenn nur der Doktor erst da wäre? Die Ungeduld der Kinder steigert sich in jedem Augenblick. Sie springen von einem Platz auf den andern. Eine Kleine wickelt ihr Frühstück aus einer Morgenzeitung. In Abwesenheit der Lehrerin beginnt eine größere, die im Herbst schon eingefegnet werden soll, vorzulesen: Von Hitzschlägen und Cholera und Typhusfällen infolge der übermäßigen Hitze. Und hier: Unglücksfälle! Vier Personen schwer verletzt! Herzschlag beim Baden! Blöthlicher, noch unaufgeklärter Tod eines Kindes — Witwe Böllern, Svinemünder Straße 109 . . .

Alle schreien durcheinander. Sie begreifen nicht und begreifen doch: Lenel! Das ist ja ihre Lenel!

Einige stürzen fort und rufen die Lehrerin.

„Gerade diesmal wäre sie wohl auch mitgekommen, die Lene.“

„Wie sah sie bloß zuletzt aus.“ „Ja, die Lene mußte diesmal auch in Ferien . . .“

Schluchzend drängen sich die eben noch Frohen dicht aneinander. Sie haben Angst — sie fürchten sich — etwas Schreckliches muß wohl der Tod sein. Jeden Augenblick kann er also kommen und eine hier fort holen. Du —! Fest an den Händen halten sie einander. Wie liebt jede ihre beste Freundin! Nein — nicht nur die beste Freundin —! Alle — alle lieben sie einander heute. Flüsternd sprechen sie von der Lene, die ihnen plötzlich so fremd ist — so fern —

Obwohl es im Zimmer ganz still geworden ist, muß der Ferien-doktor mehrmals klopfen, ehe er ein „Herein“ vernimmt . . .

Kaum erkennen ihn die Kinder, und ihre Angst entflieht. Die große Erwartung packt rasch wieder alle: Wer kommt mit?!

## Hefeverwertung.

Von Dr. F. Gahdud.

Die in den Gärungsgewerben erzeugte Hefe ist entweder selbst der Gegenstand der Fabrikation oder das Mittel zur Hervorbringung bestimmter anderer Erzeugnisse. Den ersten Fall haben wir vor uns in dem Gewerbe der *Brezhhefefabrikation*,

dessen Aufgabe es ist, die für die Herstellung der Backwaren erforderliche Hefe zu liefern. Bei der *Brezhhefefabrikation* soll die Hefe, der Gärflüssigkeit zugefetzt, durch reichliche Vermehrung der Zellen neue Hefe als Haupterzeugnis liefern. Die bei der Heranzüchtung der Hefe von ihr hervorgerufene Gärung ist zwar praktisch vom Zellenwachstum untrennbar, aber in diesem Gewerbe gewissermaßen eine Nebenercheinung; der während der Gärung entstehende Alkohol wird lediglich als Nebenerzeugnis gewonnen. Ein Hefeüberzuschuß ist hier nicht vorhanden, sondern die Höhe der Erzeugung richtet sich nach dem Bedarf der Verbraucher.

Anderer liegen die Verhältnisse in dem Gewerbe der *Brauererei*, *Branntweimbrennerei* und der *Weinbereitung*.

Diese haben das eine Gemeinsame, daß für sie die Hefe lediglich das Arbeitsmittel ist, dessen sie zur Herstellung ihrer Erzeugnisse (Bier, Branntwein, Wein) bedürfen. Die Natur der Hefe und die Art der Betriebsführung bringen es mit sich, daß auch hier mit der Gärung eine starke Vermehrung der Hefezellen Hand in Hand geht.

In der Brauerei dient von der Hefe, die sich während der Gärung am Boden des Bottichs absetzt (Untergärung) oder nach oben ausgeschieden wird (Obergärung), nur ein Teil als Gärmittel für die neue Würze. Der Ueberschuß, der die zur Fortführung der Gärung erforderliche Hefemenge um das Mehrfache übersteigt, kann im Brauereibetriebe selbst keine Verwendung finden. Die Menge dieser von den deutschen Brauereien im Ueberschuß erzeugten Hefe beläuft sich auf etwa 70 Millionen Kilogramm jährlich.

An Bemühungen, die Ueberschuhhefe der Brauereien zu verwerten, hat es niemals gefehlt. In erster Linie hat man immer wieder versucht, der Bierhefe ihre Bedeutung als Badmittel zurückzugewinnen, die sie vor der Schaffung der *Brezhhefeindustrie* besaß und die mit der Entwicklung dieser Industrie Schritt für Schritt zurückging. Alle Versuche, die Bierhefe durch besondere Behandlung der *Brezhhefe* als Triebmittel gleichwertig zu machen, haben jedoch keinen Erfolg gehabt.

Ferner ist zu nennen die Herstellung von Hefeextrakten als Ersatz für Fleischextrakt. Diese Extrakte waren zum Teil recht wohl-schmeckend; trotzdem haben sie sich auf dem Nahrungsmittelmarkt nicht dauernd halten können.

Seit langer Zeit bekannt ist die ärztliche Verordnung der Bierhefe als Heilmittel bei gewissen Hautkrankheiten (Zurunkulose, Aine, Ekzem, Abzetz, Follikulitis usw.). Heilerfolge wurden in solchen Fällen sowohl mit frischer wie mit getrockneter Hefe (Leburinose, Zurunkuline, Mykodermine, Fermentin, Zymon usw.) erzielt. Die Wirkung der Hefe ist nach Auffassung verschiedener Fachmänner auf die Bakterien vernichtende Wirkung der Enzyme (eimeihfähliche Fermente) und der die Leukozytose (vorübergehende Vermehrung der farblosen Blutkörper) hervorrufenden Kulturen oder Zellkerne der Hefe zurückzuführen.

Trotz aller Bemühungen ist es bisher nicht geglückt, mehr als etwa ein Viertel der von den Brauereien im Ueberschuß erzeugten Hefe zu verwerten. Neuerdings ist durch die Arbeiten des Berliner Instituts für Gärungsgewerbe, insbesondere der zu ihm gehörigen Versuch- und Lehranstalt für Brauerei ein Gebiet erschlossen worden, auf dem ein industrieller Erfolg zu erwarten ist, nämlich die Trocknung der Hefe und die Verwendung der *Trockenhefe* als Nahrung- und Futtermittel.

Beim Austrag eines von der Anstalt erlassenen Preisanschreibens für Hefetrodner ergab es sich, daß die maschinentechnische Grundlage für die Entwicklung einer Hefetrodenindustrie vorhanden ist, und daß unsere Maschinenindustrie die erforderlichen Apparate bereitzustellen vermag.

Durch genaue Bilanz- und praktische Fütterungsversuche an Tieren verschiedener Art konnte gezeigt werden, daß *Trockenhefe*, die im Gegensatz zur *Frischhefe* unbegrenzt haltbar ist, ein gern genommenes, bekömmliches Kraftfuttermittel darstellt. Aber nicht nur als Futtermittel schlechthin ist die *Trockenhefe* zu bewerten, sondern sie zeigt auch diätetische Eigenschaften, die den anderen Futtermitteln nicht innewohnen, nämlich die Fähigkeit, die Ausnützung der übrigen von den Tieren aufgenommenen Stoffe zu erhöhen.

Neuere Versuche der ernährungs-physiologischen Abteilung des Instituts haben gezeigt, daß die *Trockenhefe* dem besten Fleischmehl, für das 30 W. und mehr pro 100 Kilogramm gezahlt werden, vollkommen gleichwertig ist.

Einen gleichen Erfolg zeigten die Arbeiten der Anstalt bei der Uebersführung der Hefe in ein menschliches Nahrungsmittel. Komte die Hefe, soweit sie als Futtermittel bestimmt war, ohne irgendwelche Vorbehandlung mit ihrem ganzen Gehalt an Hopfenbitter getrocknet werden (Futterhefe), so mußte sie für die menschliche Ernährung zunächst einer vollkommenen, nach hygienischen Grundsätzen durchgeführten Reinigung unterworfen werden. Es gelang der Anstalt, ein solches Reinigungsverfahren auszuarbeiten und die so vorbereitete Hefe durch Trocknen auf einem Walzentrodner in ein unbegrenzt haltbares Trockenprodukt überzuführen, das bei allen damit angestellten Versuchen außerordentlich wertvolle Eigenschaften aufwies. Diese *Trockenhefe* wurde als „Nährhefe“ bezeichnet.

Genaue Versuche am Menschen führten zu dem Ergebnis, daß die *Nährhefe* ein leicht verdauliches, bekömmliches, äußerst gehaltvolles Nahrungsmittel ist. Die Zusammensetzung war folgende: 6,87 Proz. Wasser, 93,13 Proz. Trockensubstanz, 7,04 Proz. Asche, 86,07 Proz. organische Substanz, 53,44 Proz. Rohprotein, 50,04 Proz.

Reineiweiß, 3,12 Proz. Fett, 1,44 Proz. Rohfaser, 28,09 Proz. stickstoffreiche Extraktstoffe. Die Kalorien der Hefe waren zu 88 Proz. verwertbar, der physiologische Nugeffekt betrug 74,8 Proz. ihres Energiegehalts. Beim Vergleich von Nährhefe und Fleisch nach den Kalorien ergab sich, daß 1 Kilogramm Nährhefe 3,3 Kilogramm frischem Fleisch entspricht.

Durch ein Preisausschreiben für Hefefochbücher und eigene Kochversuche konnte die Anstalt den Nachweis führen, daß sich die Nährhefe zu zahlreichen schmackhaften Speisen verarbeiten läßt und in ihnen das Fleisch zu ersetzen vermag. Die besten von den Hefefochrezepten wurden zu einem Kochbuch zusammengestellt.

Aber die Nährhefe ist nicht nur ein Nahrungsmittel schlechthin, sondern sie erwies sich als ein diätisches Nährmittel ersten Ranges, als ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Erwachsene und Kinder. Es hat sich bei zahlreichen klinischen und praktischen Versuchen herausgestellt, daß die Nährhefe, in kleinen Mengen mehrmals am Tage während oder nach der Mahlzeit genossen, fast sofort eine appetitanregende, nach kurzer Zeit eine das Allgemeinbefinden günstig beeinflussende, kräftigende Wirkung zeigt, die bei schwächlichen Personen sehr bald zu einer Gewichtsvermehrung führt. Infolge dieser vortrefflichen Wirkung wird die Nährhefe bereits vielfach bei Schwachzuständen aller Art von Ärzten verordnet. Die Erklärung für diese Wirkung dürfte in dem hohen Gehalt der Hefe an organisch gebundener Phosphorsäure zu suchen sein, von der man ja weiß, daß sie eine unentbehrliche Nervennahrung (Lezethin) ist und außerdem die Enzymtätigkeit im menschlichen Organismus anregt.

Fußend auf diesen Ergebnissen hat die Anstalt eine fabrikmäßig eingerichtete Versuchsanlage geschaffen, die in regelmäßigem Verfahren Nährhefe herstellt und beständig abgibt. Die Trocknung der Hefe geschieht nach ihrer Reinigung auf einem mit Dampf beheizten Walzenapparat. Die Innentemperatur der Walzen beträgt etwa 125 Grad Celsius. Diese hohe Temperatur bewirkt, daß die Trocknung bei einmaliger Umdrehung der Walzen in Bruchteilen einer Minute unter vollständiger Abtötung der Lebens- und Enzymkräfte der Zellen erfolgt. Hierdurch wird gleichzeitig eine Sterilisation der Hefe bewirkt, die jedwede Gärwirkung unterdrückt. In dieser Art der Trocknung unterscheidet sich die Nährhefe von den anderen als „medizinische“ bezeichneten Trockenhefen, die nach Möglichkeit unter Erhaltung der Lebens- und Enzymkräfte der Zellen, fast ausschließlich langsam und bei niedriger Temperatur getrocknet werden.

In volkswirtschaftlicher und volksgesundheitlicher Beziehung ist zu wünschen, daß sich auf dem vom Institut für Gärungsgewerbe gelegten Grundstein die Industrie der Hefetrocknung kräftig weiter entwickelt.

## Kleines feuilleton.

**Neues vom Stottern.** „Niemand spricht lieber als der Stotterer“, hat Diderot gesagt, und der seine Psychologie hatte gut beobachtet. Die Anstrengung, die er machen muß, um seinen Gedanken auszudrücken, reizt den Stotterer zu immer neuen Versuchen an. Der Laie macht zwischen den mit diesem Sprachfehler Befasteten weiter keinen Unterschied, aber für den Kenner sind die Formen des Stottens, wie Dr. L. Caze in der „Revue“ ausführt, unendlich mannigfaltig, und man kann sagen, daß es nicht zwei Stotterer gibt, die in derselben Art und Weise stottern. Je nach dem Ort und den einzelnen Gelegenheiten sind die Buchstaben und die Lautverbindungen, über die der einzelne stolpert, sehr verschieden. Die Pausen, die Zwischenlaute, die das Herausbringen jedes Wortes begleiten, haben je nach den Umständen ganz verschiedene Stärkegrade. Die einen, die beim Sprechen sehr stottern, reden frei und fließend ohne die geringste Unterbrechung, wenn sie Verse deklamieren. Andere, solche die unfähig sind, ein Gedicht aufzusagen, ohne daß sie so ziemlich bei jedem Wort stoden, singen ein ganzes Lied flott herunter. Zu dem Stottern beim Sprechen kann sich noch das Stottern beim Schreiben gesellen, jene wunderliche Art der Schrift, bei der man durch beständig wiederkehrende Zwischenräume bei den einzelnen Schriftzeichen die Hindernisse erkennen kann, die der Schreibende zu überwinden hat, wenn er die Lautkomplexe in seinem Geiste bildet. Die Buchstaben bereiten dann dieselbe Mühe, ohne Stoden in die Feder zu kommen, wie die Worte beim Sprechen. Das Stottern beginnt gewöhnlich sich schon in der Kindheit zwischen dem 4. und 11. Jahre bemerkbar zu machen; es gibt jedoch auch zahlreiche Fälle, in denen es erst in der Pubertätsperiode auftritt. Der Sprachfehler kann erblich sein; er kann unter dem Einfluß einer plötzlichen starken Erregung entstehen oder unter atmosphärischen Einflüssen. Vielfach ist es jedoch unmöglich, die genauen Ursachen dafür anzugeben. Eine Krankheit, die Diphtheritis oder die Masern, kann das Stottern beseitigen. Ueber die tieferen Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinungen gehen die Ansichten auseinander. Man hat das Stottern aus organischen, anatomisch festzustellenden Fehlern herleiten wollen; sicherlich spielen auch die Unvollkommenheiten des Sprechorgans eine Rolle. Aber daraus allein ist es nicht zu erklären; es müssen auch noch nervöse Störungen hinzukommen. Erst

in jüngster Zeit beschäftigt sich die moderne Neurologie mehr und mehr mit diesem Problem, und durch ihre Feststellungen ist die Heilung des Stottens auf eine ganz neue Basis gestellt worden. Es soll sich beim Auftreten dieses Sprachfehlers um eine Psychasthenie, eine besondere Art nervöser Störungen, handeln, die nur durch Anwendung psychologischer Methoden, durch eine Stärkung des Willens, durch die es dem Stotterer gelingt, die nervösen Hemmungen zu überwinden, geheilt werden kann.

## Aus dem Tierreiche.

**Eine chinesische Mauer wider die Kaninchen.** Das undankbarste Geschenk, das Australien von der alten Welt bekommen hat, ist das Kaninchenpaar gewesen, das einst in der Absicht, in dem tierarmen Australien eine neue Tierart heimisch zu machen, dort hingebacht wurde. Rasend haben sich die Kaninchen vermehrt, und heute zählen sie nach Millionen. In Riesenscharen durchstreifen sie das Land und vertilgen alles nur irgendwie Fressbare. Die australische Regierung hat nun beschlossen, einen Miesenwall — gleich der berühmten chinesischen Mauer — zum Schutze gegen die Kaninchenwanderungen auf eine Entfernung von 1200 Meilen quer durch das Land zu ziehen. Allerdings muß das Fundament der Mauern sehr tief gelegt werden, damit die Kaninchen sich nicht doch einen Weg durchgraben können.

## Aus dem Pflanzenleben.

**Der Johannistrieb unserer Bäume und Sträucher.** Daß Eichen und Buchen um Johanni herum einen zweiten Laubtrieb hervorbringen, ist allgemein bekannt, ist doch die Bezeichnung „Johannistrieb“ für diese Erscheinung weit und breit geläufig. Daß aber noch eine große Reihe weiterer Laubbäume in ähnlicher Weise einen zweiten und nicht selten sogar einen dritten Trieb dem ersten folgen lassen, ist selbst solchen Leuten nicht allgemein bekannt, die sich viel im Freien ergeben.

Wie kommt nun dieser Johannistrieb zustande? Die Botaniker unterscheiden zunächst zwei Gruppen von Johannistrieben, solche, die aus inneren Ursachen zu begründen sind, und solche, die auf äußere Veranlassungen zurückzuführen sind. Der Johannistrieb bei Eichen und Buchen, den man den „echten“ Johannistrieb deshalb genannt hat, weil er regelmäßig um Johanni sich einstellt, wird auf innere Ursachen zurückgeführt. Es ist wenigstens trotz mannigfacher Versuche noch nie geglückt, einen von außen auf die Pflanze wirkenden Einfluß ausfindig zu machen. Der Botaniker muß sich deshalb damit begnügen, hier von inneren Ursachen zu sprechen, ohne damit jedoch eine endgültige Erklärung geben zu können. Eiche und Buche zählen zu jenen Bäumen, die am spätesten treiben. Der Trieb ist dann aber auch in ganz kurzer Zeit, meist schon in 14 Tagen, abgeschlossen. Ende Juni bricht dann der Johannistrieb hervor, der wiederum in etwa 14 Tagen vollendet ist. Unter Umständen erscheint dann nach einer Ruhe von zirka 6 Wochen nochmals ein dritter Trieb.

Wegeizend bei diesem echten Johannistrieb ist es, daß der neue Trieb stets aus einem ausgereiften Trieb hervorkommt, der selbst seine Vegetation abgeschlossen hat. Bei anderen Bäumen, so bei gewissen Ahorn- und Eschenarten, beobachtet man, daß ein zweiter Trieb sowohl aus ausgereiften Knospen wie bei Eiche und Buche, wie auch aus solchen Knospen entsteht, die noch keinerlei Ruheperiode hinter sich haben.

Diese Pflanzen leiten nun über zu solchen Pflanzen, bei denen die Johannistriebe schon im Frühjahr unmittelbar nach dem ersten Austriebe sich einstellen, und zwar stets an jungen, noch weiterwachsenden Trieben. Hier sind weder die Triebe ausgereift, noch haben die Knospen eine Ruhe durchgemacht, ja manchmal haben diese Knospen nicht einmal Zeit gehabt zur Bildung von Knospenschuppen. Bei diesen Arten Pflanzen ist ein dritter Trieb im gleichen Jahre noch häufiger als bei Eichen und Buchen. Von bekannteren Pflanzen zeigen Birken, Erlen, Hainbuchen, Haselnuß, Pappeln, Ulmen und Weiden den zweiten Trieb am jungen Holz besonders schön, und zwar namentlich an jüngeren, kräftig wachsenden Exemplaren. Bei älteren Bäumen verliert sich die Erscheinung.

Wo bei Linden, Goldregen und Kastanien im feuchtwarmen Spätsommer oder auch erst im Herbst ein zweiter Trieb aus ausgereiftem Holz entsteht, da handelt es sich um Johannistriebe, deren Ursache in äußeren Einflüssen, eben in der feuchten Wärme, zu suchen ist. Dieser Trieb ist deshalb auch nicht in allen Jahren zu beobachten. Die Knospen haben hier jedesmal bald längere, bald kürzere Zeit geruht, sie sollten eigentlich erst im nächsten Frühjahr ausbrechen, aber die abnorme Witterung veranlaßte den unzeitgemäßen Austrieb.

Jener zweite Trieb, der sich meist bei solchen Pflanzen einstellt, die im Sommer durch Dürre, durch Tierfraß oder durch andere Umstände ihr Laub verloren haben, hat mit dem hier beschriebenen Johannistriebe nichts zu tun. Solche Neubildung nennt der Botaniker Regeneration. h. h.